Die Wiege der Schweizer Freiheit

Autor(en): **H.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 31

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-644321

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

die doch heller und farbiger glänzten als an den trüben, vergangenen Tagen. Jugend brauchte sie. Wie sollte sie sonst neben Krankheit und Laster bestehen können? Wie sollte sie gedeihen zwischen dem einsilbigen, verschlossenen Vater, der vom Genuß zur Reue und zwischen dieser und der Verzweiflung hin und her schwankte, und der alten, in der Vergangenheit lebenden Verene? Wie sollte sich ihr Blühen entfalten unter ihren geröteten Augen, wie sollte sich in ihrer dürren Gegenwart der frohe, gedankenleichte Sinn der zwanziger Jahre behaupten?

Es preßte Susanna das Herz zusammen, wenn sie an ihr dunkles Haus und an seine freudlosen Insassen dachte.

„Ihr bleibt doch da bis zum Abend", bat sie eindringlich. „Ihr geht doch erst mit dem letzten Zug? Es ist so schön heute." Und bald, kaum war das Mittagsmahl, von dem Springer ferngeblieben, vorüber, liefen die drei schon im Garten herum und vergaßen keinen der verschlungenen Wege und keinen der geraden, und suchten unter der grünenden Hecke nach Veilchen, und fühlten ihre Herzen schwellen bei jedem Vogeljauchzen und jedem Trillerchen, das über ihnen Fink und Star in die blaue Luft schmetterten.

„Ich bin so allein", sagte Susanna plötzlich und sah auf die Veilchen herunter, die sie in der Hand hielt. Dann erschrak sie und errötete, als sie es gesagt. Wie kam sie dazu, ihr Fühlen preiszugeben? „Ich meine", erläuterte sie rasch, „daß ich niemand habe, mit dem ich lachen könnte oder der mich lachen machte. Man wird selbst ganz still und ernst unter lauter stillen Menschen."

„Die fröhlichen Menschen haben Ihnen von jeher gefehlt", sagte Bernhard. Nachdenklich sah Susanna ihn an.

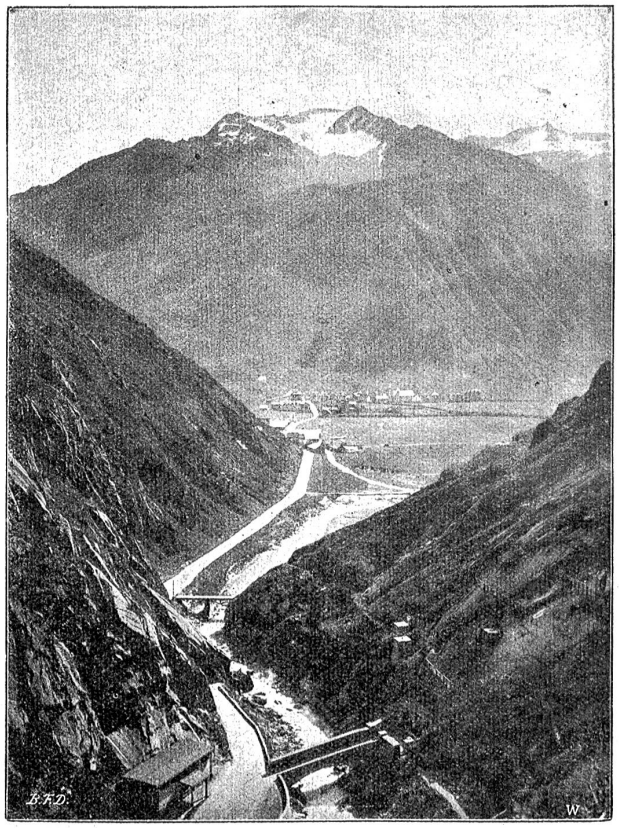
„Ja, das ist wahr." Ihre Worte kamen ihr aber vor wie eine unfreundliche Kritik Tante Ursulas und Onkel Daniels.

„Ich meine, weil keine Kinder auf dem Rosenhof waren."

„Eben. In Bergeln hätten Sie das Lachen besser gelernt." Susanna wurde das Herz wieder schwer, trotz des schönen Frühlingstages. Da ging sie neben Bernhard als eine Fremde. Und sie war ihm einmal die Nächste gewesen. Er hielt Klärchen an der Hand und hatte einst die ihre gehalten. Er redete davon, daß sie hätte in Bergeln aufwachsen sollen. Mitleidig und höflich fragte er sie über ihren Verkehr mit dem Vater, über den Verlauf ihrer Tage.

Ja, so stand es nun mit ihr. War sie denn damals blind gewesen? Oder hatte sie geschlafen? Und war es möglich, daß ein Mensch wie Bernhard sie nicht aufwecken konnte? War sie es wirklich gewesen, die mit Jean de Clermont im Schlitten gesessen? Wieder errötete sie tief.

„Jetzt wüßte ich gerne, was Sie gedacht haben", scherzte Bernhard. „Sie sind ja zur dunkeln Rose geworden." Er bekam keine Antwort. Aber sein eigenes Wort zauberte ihm Tante Ursulas Rosenterrasse vor, und zwischen den Blumen sah er Susanna von damals, die er geschmückt mit den hellen und dunkeln Blüten und die ungeduldig, fast mitleidig oder gar ein wenig verächtlich sein Spiel sich gefallen ließ. Er meinte den sonnenwarmen Duft der hundertblättrigen Rosen einzuatmen, er sah die Pfingstrosen neben sich am Weg stehen, die geblüht, als er sich verlobt. Er sah den Goldregen durch die Blätter rieseln und hörte das Bienengesumme, das sie wie ferner Orgelton umschmeichelte, damals, als er mit Susanna auf der weißen Bank saß. (Fortsetzung folgt.)



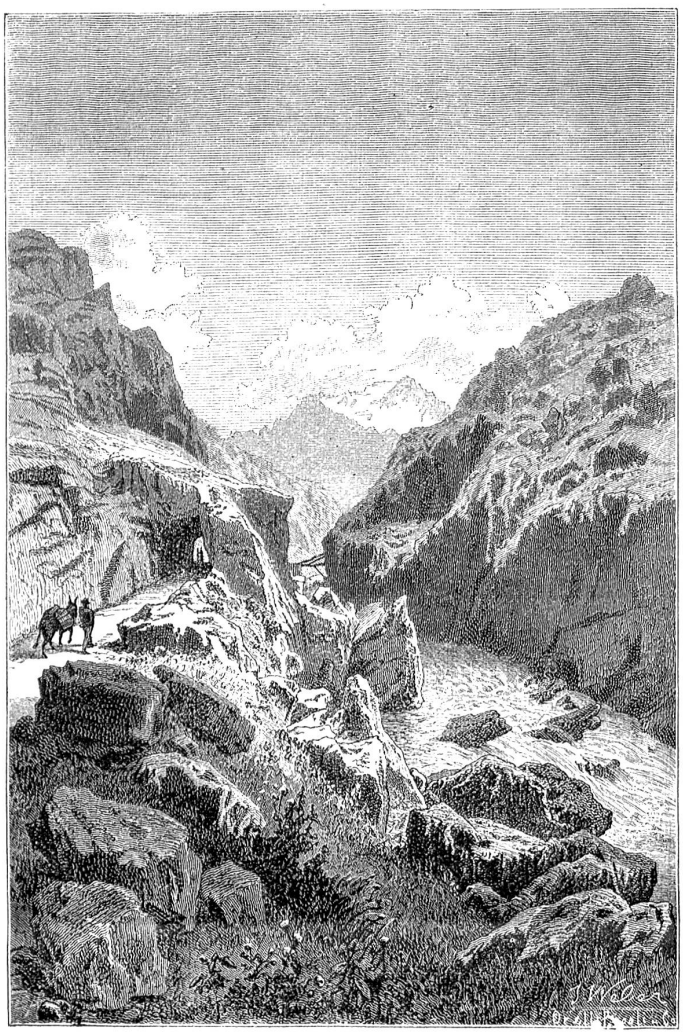
Andermatt von der Schöllenen aus. Rechts: Eingang ins Fort Bätzberg.

Die Wiege der Schweizer Freiheit.

Nicht vom „stillen Gelände am See", das doch gemeiniglich als der Ort gilt, wo unsere nationale Freiheit mit dem Dreiländerbund ihren Anfang genommen hat, soll nachstehend die Rede sein. Denn hier war die Schweizer Freiheit schon ein zur Tat erwachter Jüngling. Nein, weit oben im Gebirge liegt sie, die Urwiege der Schweizer Freiheit, und wir fahren diesmal am Rütli vorüber und grüßen die traute Waldwiese nur von weitem als das Symbol jener Sehnsucht, die lebt in jeder Schweizerbrust.

Mit der Gotthardbahn fahren wir durch das wildromantische Reußtal hinauf bis dahin, wo das schwarze Tor sich öffnet, durch das der Zug voll sonnenhungriger Menschen hinübergleitet ins Land des ewigblauen Himmels. In Göschenen sind wir ausgestiegen und haben, durch das stattliche Hoteldorf aufwärtssteigend, den Weg gewonnen, der uns durch die Schöllenen hinaufführen soll ins liebliche Urserental. Wir könnten dieses Ziel auch ohne Bemühung erreichen, indem wir die elektrische Kleinbahn benutzten, die schon seit bald 10 Jahren die Schlucht hinauffährt. Wir ziehen es aber vor, zu Fuß hinaufzuwandern, um Schritt für Schritt die wilde Schönheit des Engpasses zu genießen. Auch möchten wir verweilend uns die historischen Vorgänge bewußt werden lassen, die sich an die Eröffnung der Schlucht und an den Bau des Durchpasses und seiner Brücken knüpfen. Denn hier ist sie, die Wiege der Schweizer Freiheit.

Diese Feststellung erfährt in neuester Zeit von autoritärer Seite her starke Anfechtung. Professor Karl Meyer in Zürich will nichts mehr wissen vom „Schmied von Urseren" als dem Begründer der Schweizer Freiheit; nach ihm ist Wilhelm Tell nicht nur der poetische, sondern auch der historische Befreier der Waldstätte vom Joch der Unterdrückung. Oder ohne Symbolik gesprochen: nach Professor Meyer verdankten die Urner ihre Reichsfreiheit nicht dem



Das Urnerloch. Eingang in die Schöllenen.

glücklichen Umstand, daß es dem deutschen König Heinrich VII. paßte, den damals eröffneten Gotthardpaß durch die Reichsfreiheit des Urnerländchens sicher in seine Hand zu bekommen, sondern die Urner haben diese Reichsfreiheit in hartnäckigem Ringen sich selbst erstritten; dies nicht *wegen*, sondern *trotz* des starken Transitverkehrs über den Gotthardberg, der die Reußroute den feudalen Machtherren des 12., 13. und 14. Jahrhunderts so begehrenswert machte. Bisher lehrte die offizielle Schweizer Geschichtsforschung (H. von Liebenau und A. Schulte), daß der Gotthardpaß den Anstoß zur Bildung der Eidgenossenschaft gegeben habe. Sie datierte nämlich die Eröffnung des Passes in die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts, während die neuere Richtung diesen Vorgang schon hundert Jahre früher ansetzt. Unmittelbar nachher, d. h. nachdem der Warenverkehr auf dieser kürzesten Wegverbindung zwischen Italien und Deutschland in Gang gekommen war, zogen die Hohenstaufen den Paß an sich, indem sie 1231 dem Ländchen Uri und 1240 der Talschaft Schwyz den Freibrief schenkte. Aus diesen Freibriefen erwuchsen dann, wie aus einem fest im Boden verankerten Wurzelstock, die späteren Schweizerbünde: der vom 1. August 1291, vom 15. Dezember 1315 und alle die weiteren Bünde, die den knorrigen, aber zähen Stamm der Schweizerfreiheit bilden. Die Datierung der Paßeröffnung ist zum Angelpunkt der Diskussion über die beiden Geschichtsauffassungen geworden. Hierüber weiter unten ein mehreres.

Kehren wir zunächst in die Schöllenenschlucht zurück! Lassen wir uns durch die eigenen Eindrücke davon überzeugen, daß wirklich hier die Natur der geschichtlichen Entwicklung einen Riegel vorschob und daß diese Entwicklung erst in dem Momente in den Lauf kommen konnte, als der Riegel zurückgeschoben wurde, d. h. als es der menschlichen Kunst und Beharrlichkeit gelang, die harten Granitfelsen zu bändigen und hier den Durchpaß für Mensch und Vieh und Waren zu erzwingen.

Es hält uns heute schwer, in die historische Stimmung zu kommen angesichts der vielen sich oft lärmend zum Bewußtsein bringenden Zeugen der Neuzeit. Da sind einmal die tutenden und staubwirbelnden Autos, und da ist die Schöllenenbahn. Ja, könnten wir noch mit Vater Lory hinaufwandern zur Teufelsbrücke! Es sollte uns nicht verdrießen, ihm das Malgeräte nachzutragen. Oder mit dem fleißigen Illustrator von Orell Füßlis „Wanderbildern", dem unvergleichlichen Landschaftspoeten J. Weber. (Man vergleiche die Abbildungen auf S. 488—490). Heute, ach, wie viel weniger poetisch sieht die Gegend aus! Nicht, daß sie der wilden Romantik der gähstockigen Felsenmauern und der tosenden Reuß entbehrte. Die sind sich gleich geblieben. Die Schöllenenbahn hat nach Möglichkeit das Landschaftsbild geschont; sie drängt sich nicht mit unästhetischen Bauten und ungeschickten Konstruktionen hervor. Aber eben nur nach Möglichkeit. Die Kunstbauten sind halt doch da und stören das Auge des Wanderers, das staunend und bewundernd die Urkraft der Natur, des fließenden Wassers betrachtet. Plötzlich entdeckt dieses Auge im Felsen ein gähnendes Loch, dann eine Reihe von zierlichen Säulen, die ein zementenes Schutzdach unter überhängendem Schroffen tragen; und an der Wand entlang kriecht eben ein eleganter blauer oder grüner (oder roter?) Wagen, und zu den breiten Fenstern heraus lehnen sich elegante Menschen und schauen mit neugierigen oder auch blasierten Gesichtern hinab auf die Gischt des Reußfalles. Am schlimmsten ist es der Partie des Urnerloches ergangen. Dies nicht durch die Schuld der Schöllenenbahn allein. Die Militärbauten standen schon vordem. Man nahm sie als Notwendigkeiten hin. Schlimmer ist schon das, was der Weltkrieg gebracht hat: die neue Militärstraße auf den Bätzberg hinauf, die in der Schlucht bei der Station Bätzberg der Schöllenenbahn den Anfang nimmt. Die Technik hat hier auch alle Romantik ertötet. Das Urnerloch ist gegenüber dieser kühnen Bergstraße den fast senkrechten Hang hinauf zu einem Nichts zusammengeschrumpft. Dazu kommen die beiden störenden Eisen- und Betonbrücken am Eingang der Schlucht. Und gerade hier sucht der Freund vaterländischer Geschichte die entscheidende Stelle. Hier geschah die hochwichtige Tat, die den Anfang der Schweizer Freiheit bedeutet.

* * *

Jahrhundertelang, nachdem die Gebirgstäler bis hinauf ins Urserental besiedelt waren, war hier der Durchpaß durch überhängende Felswände zu beiden Seiten der eingeengten, wildbrüllenden Reuß versperrt. Verwegene Geißbuben kletterten wohl durch, aber ein gangbarer Pfad war nicht vorhanden. Die Bewohner des Urserentales verkehrten mit ihren Nachbarn über die Pässe hinüber, mit den Urnern über den Bätzberg, der aber mühseliger zu besteigen war als die Furka, der Gotthard und die Oberalp. Reisende, die über den Gotthard zogen vom Welschland her, um nach Deutschland zu gelangen, wichen über die Oberalp nach der Bodenseeroute hin aus. Der Gotthard brachte ihnen so keinen Gewinn vor dem Brenner, dem Splügen, Julier und Septimer, und darum war der Paß als Transitweg auch wenig begangen vor der Oeffnung der Schöllenenschlucht.

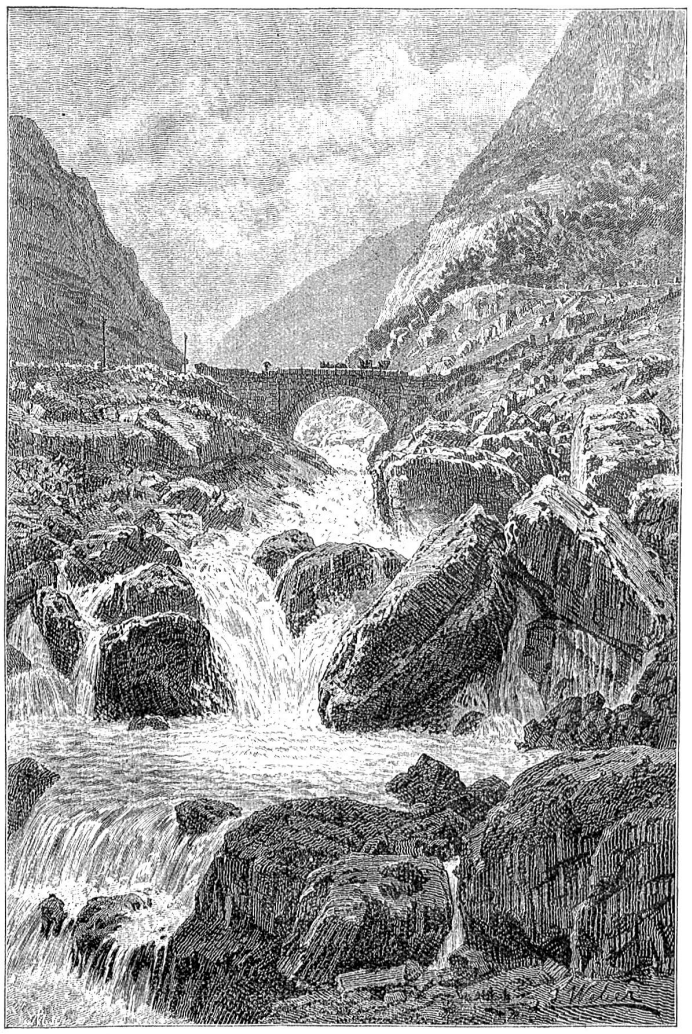
Die erste urkundliche Bezeugung der Gotthardroute durch das Reußtal hinunter als Pilgerweg findet sich in den Jahrbüchern (1240—1256) des Abtes Albert von Stade. Da der Abt im Jahre 1236 eine Romfahrt gemacht hat,

kann man annehmen, daß er selbst über den Gotthard gegangen ist und darum den Paß erwähnt hat. Von da an mehren sich die Zeugnisse für das Begangensein des Gotthardpasses. So kam man zu dem Schluß, daß der Gotthard kurz vor 1236 eröffnet worden ist. Sicheres über den Zeitpunkt dieser Eröffnung ist aus Urkunden nicht zu erfahren. Eine Gruppe von Geschichtsforschern, vor allem A. Schulte, möchte den Urner Freiheitsbrief als eine Folgeerscheinung der eben erfolgten Paßeröffnung betrachtet wissen. Demnach müßte diese vor 1231 geschehen sein. Der oben erwähnte Professor R. Meyer kommt auf dem gleichen Wege des logischen Schlusses — nicht des direkten Beweises — dazu, die Eröffnung ungefähr 100 Jahre früher anzusetzen. Er konstruiert diesen Schluß aus der Tatsache, daß die Bewohner von Osco, einem Dörfchen auf der Talterrasse oberhalb Faido, schon 1237 ein ausgebildetes Säumerrecht besaßen, das nur auf einem schon damals starken Säumerverkehr über den Gotthard beruhen konnte, und aus der, daß laut Urkunden der König Konrad III. (1138—1152) den Grafen Werner von Lenzburg mit der Grafschaft im Blenio- und im Livinental belehnte, was wiederum auf einen schon eröffneten Gotthardpaß schließen lasse. Diesen Schluß hat Meyer nötig, um seine These zu stützen, daß sich die Urner die Reichsfreiheit nicht haben schenken lassen, sondern daß sie sie in zähem Kampf erstritten haben. Und umso zäher und verdienstvoller war dieser Kampf, als er gegen die Interesse mächtiger Herren ging, die die Wichtigkeit des schon 100jährigen Gotthardpasses wohl erkannten. Dierauer und Gagliardi, die beiden bedeutendsten Schweizer Historiographen, machen sich die Auffassung Meyers zu eigen und halten die Eröffnung des Gotthardpasses im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts als wahrscheinlich.

Diese Theorie wird nun durch eine vor Jahresfrist erschienene historische Studie*) des Aargauer Sekundarlehrers Dr. R. Laur-Belart stark ins Wanken gebracht. Der Verfasser untersucht ganz besonders die Frequenz der Alpenpässe im 12. Jahrhundert an Hand der mittelalterlichen Itinerarien (Reiseberichte). Er konstatiert, daß

*) Studien zur Eröffnungsgeschichte des Gotthardpasses mit einer Untersuchung über Stiebende Brücke und Teufelsbrücke von Dr. R. Laur-Belart. Orell Füßli, Zürich 1924.

Das St. Gotthard-Hospiz.

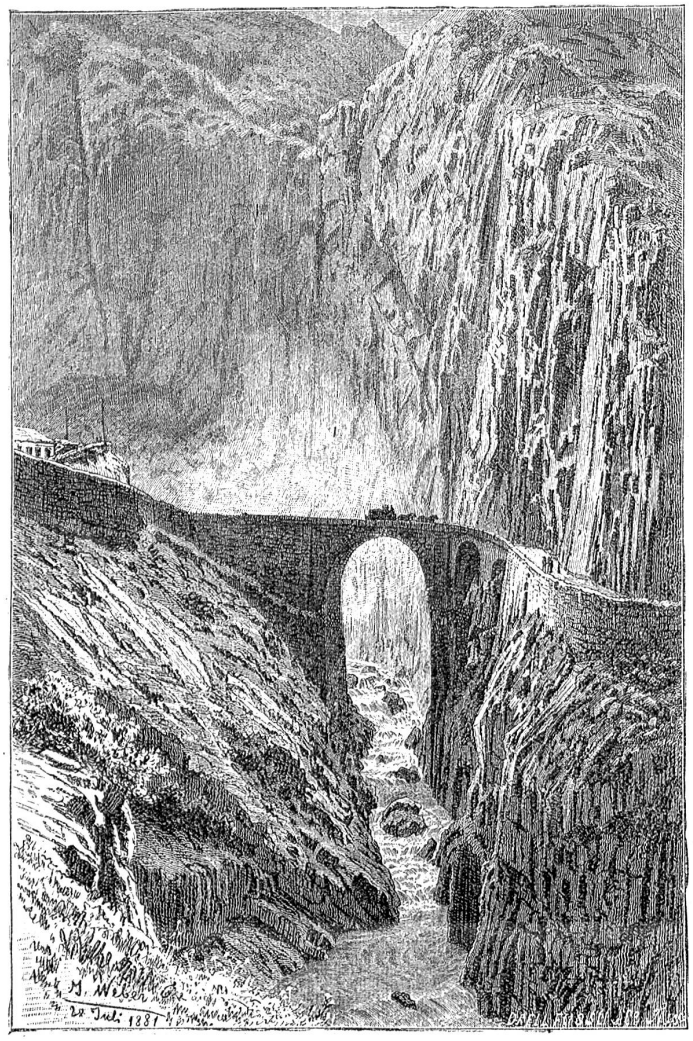


Partie in der Schöllenen.

nacheinander die folgenden Uebergänge stark begangen worden sind: der Brenner als direkteste Verbindungslinie zwischen Verona (Venedig) und München, im Westen der Große St. Bernhard, dann der Mont Cenis. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts dominiert der Septimer. Aber nach 1197/98 wird wieder der Brenner der deutsche Paß nach Italien. Der Gotthard fällt völlig aus dem Spiel, die Schöllenen war im 12. Jahrhundert zweifellos noch nicht geöffnet.

Gegen Professor Meyer wendet Dr. Laur ein, daß die Säumerei der Leventiner sich ganz gut auch auf den Nufenen beziehen könne, der lange vor dem Gotthard ins Wallis hinüber begangen war. Die Lenzburger, als Grafen von Blenio und Livinen, könnten ebenso gut durch das Rheintal und über den Lukmanier in die Tessintäler gekommen sein, da sie ein ostschweizerisches Geschlecht sind (aus dem Gasterland) und als Vögte von Schännis und Glarus gerade die Handelsstraße durch Graubünden zu betreuen hatten.

Laurs Beweisführung (wir müssen hier auf die Lektüre des Buches selbst verweisen) ist gründlich und überzeugend. Wir dürfen nach ihr festhalten an der alten Annahme, daß die Schöllenen und damit der Transitverkehr über den Gotthard im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts eröffnet worden ist. Auch die Auffassung, daß dieser Vorgang die ganze Kette der Ereignisse, die zur Gründung der alten Eidgenossenschaft führte, ausgelöst habe, ist durch R. Meyers Schlußfolgerung nicht widerlegt. So darf man



Die Teufelsbrücke in der Schöllenen.

also immer noch — bis bessere Belehrung sich einstellt — die Schöllenen als Wiege der Schweizer Freiheit ansehen.

Eine harte und ungeschlachte Wiege allerdings. Aber in ihrem wilden Schaukeln mußte das Kindlein abgehärtet und lebenstüchtig werden. Die Wildheit und Unwegsamkeit der Schlucht wird einem ganz besonders eindrucksvoll bewußt bei der Teufelsbrücke, wo die Felswände senkrecht und turmhoch an die Reuß herantreten. In der Schulschweizergeschichte spielt die „Stiebende Brücke" eine große Rolle. Man glaubte bisher, sie am Eingang der Schöllenen, an der Fluh des Kilchberges (seit 1707 vom Urnerloch durchbohrt) suchen zu müssen und dachte sie sich als einen an Ketten außen an der Felswand hängenden Steg. Mit dieser „Stiebenden Brücke" ist es nach Dr. Laur auch nichts. Sie ist einfach identisch mit der Teufelsbrücke, die ja damals als sie noch tiefer zum Wildstrom hinunterführte, diesen Namen auch verdiente. Der Ausdruck „Stiebende Brücke" findet sich in den alten Urkunden zweimal, taucht dann erst wieder am Anfang des 19. Jahrhunderts bei Reiseschriftstellern auf und steht seitdem in den Geschichtsbüchern. In den Urkunden ist zweifellos die Teufelsbrücke damit gemeint, die damals ihren heutigen Namen noch nicht besaß. Dieser taucht erst im 17. Jahrhundert auf. Die ehemalige Brücke am Urnerloch hieß ursprünglich Twärrenbrücke. Sie ging quer (twärr) über den Fluß und nicht der Felswand nach und hat wohl auch nicht an Ketten gehangen, sondern ruhte auf Felsblöcken. Wie die Wegstrecke vor der Anlage des Urnerloches dort ausgesehen hat, ist noch nicht ganz aufgeklärt. Der „Schmied von Urseren" oder „von Göschenen" bleibt vorläufig eine poetische Fiktion.

Unterhalb der Teufelsbrücke stoßen wir in der Schöllenen talwärts noch auf die Tanzenbein- und die Häderlibrücke. Die untere Hälfte der Schlucht ist weniger wild; sie ließ dem alten Gotthardweg mehr Spielraum. Stücke dieses alten Pfades und eine uralte steinerne Brücke sind heute noch zu sehen.

Die Geschichte der Schöllenen, dieses wichtigsten Stükkes der Gotthardroute, ist heute noch nicht geschrieben. Dr. Laurs Studie ist aber ein hochwichtiger Beitrag dazu. Die Aussprache wird weiter gehen; Herr Professor K. Meyer hat nun das Wort. Wir werden mit Interesse verfolgen, wie sich seine These von der Eigenkraft in der Entstehung der Schweizer Freiheit weiter entwickeln wird. Vorläufig stehen wir ihr skeptisch gegenüber. Für uns Schweizer ist aber nicht das wichtigste zu wissen, wie unsere Freiheit entstanden ist, sondern wie sie von unsern Altvordern behauptet worden ist und wie wir sie in Zukunft behaupten werden. Und da bekennen auch wir uns gerne zu der Auffassung, daß nur aus eigener Kraft und Anstrengung die Freiheit erblüht. Ohne diese beiden Begriffe gäbe es keine Schweizer Freiheit, und dann hätte es auch keinen Sinn nach ihrer Wiege zu forschen. H. B.

Sommer.

Drei Gedichte von Cajetan Binz.

Schwüler Tag.

Vom warmen Tag ist meine Seele müd,
Schwerwolkig wälzt sich her Gewitterdräuen,
Aus abertausend brünst'gen Blüten glüht
Des vollen Sommers atmendes Gedeihen.

Laß einen Regen rieseln auf die Saat,
Du großer Gott der schöpferischen Fülle
Und kröne deine lebenträcht'ge Tat
Mit eines Regenabends kühler Stille.

Nahendes Gewitter.

Aus des eh'rnen Himmels Schoße
Kreißt ein weißer Wolkenball,
Türmt sich auf zu einem Schlosse
Von durchglühtem Bergkristall.

Winde heben ihre Flügel
Mit geheimnisvollem Ton,
Tragen über Tal und Hügel
Blütenwolkenschnee davon.

Rauscht ein tückisches Gewittern
In der Sommerfernen Born,
Blumen, Gras und Bäume zittern
Vor des Wettergottes Zorn.

Nach dem Sturm.

Aufjubelnd hat der Sturm mit Macht
Die Erde angepackt,
Hat zornesmütig ungeschlacht
Die Wälder aufgehackt.

Nun liegt sie wie ein wundes Wild
Mit aufgeriß'ner Brust — — —
Schon lächelt wieder abendmild
Die Sonne Daseinslust.

Berauschend steigt ein Wohlgeruch
Aus all den Wunden auf,
Und zärtlich legt sein Seidentuch
Der Abendhimmel drauf.

Der Friede ist so grenzenlos
Nach Sturm und Wettergraus,
In Gottes tiefem Gnadenschoß
Ruht sich die Erde aus.